

Dem Vorstellungskomplex der Stadt als Frau in traditionsgeschichtlicher (Klaus Baltzer zu Jes 40–55, Brigitte Groneberg zu Stadtgöttern in Mesopotamien, Christl Maier zum Jeremiabuch, Marion Meyer zur altgriechischen Kultur) und hermeneutischer Hinsicht (Athalya Brenner, Carol Meyers, Ilse Müllner) gelten die letzten sieben Beiträge. Traditionsgeschichtlich wird klar, wie wenig wir nach wie vor über das Konzept eines Stadtgottes oder einer Stadtgöttin wirklich wissen und dass Jerusalem nie als Göttin agiert hat (anscheinend hat auch keine andere Stadt im alten Vorderen Orient je als Göttin fungiert). Maier bezweifelt zudem mit guten Gründen, dass die Klage Jerusalems traditionsgeschichtlich von Stadtklagen altorientalischer Göttinnen abhängig ist. Brenner erinnert daran, dass die Rede von Jerusalem als Frau (Israel, Judah, Babel usw.) nicht lediglich als Funktion grammatischer Begebenheiten erklärt werden darf, und ist ansonsten hauptsächlich daran interessiert, wie sich die Metapher der „Tochter“ zu anderen Metaphern („Ehefrau“, „Mutter“ usw.) verhält. Meyers besteht darauf, dass prophetische Rede, die vom Gottesverhältnis zu seinem Volk auf der Basis der Anschuldigung und Bestrafung von Ehebruch spricht, aus ihrem sozialrechtlichen Kontext heraus verstanden werden müssen. Sie kommt zu dem Schluss, dass den biblischen Autoren nicht nachgesagt werden kann, dass sie sexuelle Gewalt als Antwort auf Ehebruch sehen. Müllner glaubt zwar, dass es hilfreich war, den Begriff Pornographie zur Charakterisierung einiger prophetischer Texte zu verwenden (wie es heute oft in Bezug auf Texte wie Hes 16 und 23 geschieht), doch argumentiert, dass dies bei kritischer Definition des Begriffes und Berücksichtigung der Textpragmatik nicht gerechtfertigt ist.

Ein Resümee wäre vielleicht wünschenswert gewesen, oder doch zumindest ein Sach- und Stellenregister. Ein paar Beiträge scheinen mir wenig ertragreich, aber alle sind ordentlich geschrieben und anregend und zusammen geben sie einen Einblick in die gegenwärtige Forschungslage.

Thomas Renz

---

Brevard S. Childs: *The Struggle to Understand Isaiah as Christian Scripture*, Grand Rapids/MI: Eerdmans, 2004, geb., 344 S., US \$ 35.00

---

Nach seinem Kommentar zu Jesaja (Isaiah. A Commentary, OTL, Louisville: 2001; rezensiert in JETH 16, 2002, 232) legt Brevard Childs mit diesem Band eine Auslegungsgeschichte des prophetischen Buches vor. Ausgehend von der Wahrnehmung Jesajas als „The Fifth Gospel“ (J. F. A. Sawyer) unternimmt er in 18 Kapiteln einen Streifzug durch die Kirchengeschichte. Beginnend mit der Septuaginta und dem Neuen Testament (Kap. 1) folgen Kap. 2–10 zu vor allem griechischen Kirchenvätern (Justin der Märtyrer, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Origenes, Eusebius von Cäsarea, Hieronymus, Johannes Chrysostomos, Cy-

rill von Alexandrien, Theodoret von Kyros), gefolgt von Kap. 11–12 zu mittelalterlichen Theologen (Thomas von Aquin, Nikolaus von Lyra), Kap. 13–14 zu den Reformatoren (Martin Luther, Johannes Calvin), Kap. 15–16 zur Rezeption Jesajas im 17.–18. Jahrhundert (Hugo Grotius, Abraham Calov, Johannes Cocceius, Campegius Vitringa, Robert Lowth, Augustin Calmet) bzw. 19.–20. Jahrhundert (J. A. Alexander, Joseph Knabenbauer, J. C. K. Hofmann, Franz Delitzsch, Thomas Kelly Cheyne, Andrew Bruce Davidson, Samuel Rolles Driver, John Skinner, George Adam Smith) und zur postmodernen Jesajainterpretation (Walter Brueggemann [Kap. 17]). Der Band schließt mit „Hermeneutischen Implikationen“ zu dieser Rezeptions- und Wirkungsgeschichte (Kap. 18).

Die einzelnen Kapitel dieser Auslegungsgeschichte sind jeweils so aufgebaut, dass nach einer allgemeinen Beschreibung des jeweiligen hermeneutischen Ansatzes dessen Anwendung in der Auslegung Jesajas vorgestellt wird. Natürlich können die Kommentare nicht in ihrer Breite dargestellt werden. Fast immer wird der jeweilige Entwurf an der Auslegung von Jes 7,14 skizziert, sehr häufig werden auch Jes 2,1–5 und bei den späteren auch Jes 53 mit bedacht. Die Untersuchung an wenigen Auswahltexten ermöglicht eine Vergleichbarkeit. Es folgt meist eine Würdigung nach Stärken und Schwächen. Letztere erfolgt unvermeidbar und bewusst aus heutiger Sicht. Unter den Problemen wird mehrfach eine Theologie genannt, die die Kirche als legitime Erbin und Nachfolgerin des jüdischen Volkes versteht und sich die Jesajatexte auf Kosten des jüdischen Volkes aneignet. So kann etwa ein spiritueller Schriftsinn neben dem lexikalisch-grammatikalischen durchaus positiv gewertet werden. Dies schließt auch allegorische Lesarten ein, die in der Folge der Reformation und der Aufklärung heftig zurückgewiesen wurden, wenn sie daneben um den einfachen Schriftsinn ringen. Es fällt auf, dass in der großen Auswahl vor allem konservative Kommentatoren in der Darstellung berücksichtigt werden.

Der rote Faden ist für Childs Gang über 2000 Jahre christliche Auslegungsgeschichte des Jesajabuches die Suche nach und Beschreibung von so etwas wie einer „family resemblance“. Diese endet für Childs bei dem Kommentar von Walter Brueggemann, der jede Lesart Jesajas als Vorhersage oder Vorschattung auf Jesus Christus scharf ablehnt: „With much sadness, I am forced to conclude that Walter Brueggemann’s postmodern interpretation of the Old Testament offers a serious break with the entire Christian exegetical tradition“ (S. 294f). Statt dessen plädiert er für einen Gebrauch Jesajas als kanonischen Text, das heißt innerhalb der christlichen Tradition. Aus diesem Kontext der ganzen Bibel und der den Kanon akzeptierenden Gemeinschaft ergibt sich, dass das Buch nicht isoliert in Einzeltexten seinen Sinnhorizont erfährt. Auch die Rede von einem die geschichtlichen Einzeldaten übergreifenden Plan Gottes, wie sie im Jesajabuch erfolgt, ist in einer heilsgeschichtlich akzentuierten Theologie sachgemäß aufgegriffen. Nicht die modernistisch-kritische oder postmodern-individualistische,

sondern die kanonische Interpretation des Buches kann den Reichtum der Auslegung des Buches zusammenhalten.

Mit dieser Auslegungsgeschichte hat Childs mehr geleistet als den Nachtrag eines etwas breit geratenen Kapitels zu seinem Kommentar. Das Buch bietet abgesehen von Jes 7,14 wenig Auslegungshilfe zu Einzeltexten. Es ist der deskriptive Gang durch die Jahrhunderte, der den Wert des Buches ausmacht. Hier bietet es einen einzigartigen und wertvollen Beitrag.

*Herbert H. Klement*

Lothar Perlt: *Die Propheten Nahum, Habakuk, Zephanja*, ATD 25/1, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2004, kt., XVI + 148 S., € 26,90

Die Neukommentierung der drei Propheten Nahum, Habakuk und Zephanja durch den emeritierten Professor für Altes Testament in Göttingen für das ATD folgt auf die Auslegung von Karl Elliger, die erstmals 1949 erschien. Der Autor zeigt sich wenig beeindruckt vom redaktionsgeschichtlichen Modell (Steck) oder anderen Ansätzen, die das Zwölfprophetenbuch als eine literarische Einheit lesen. Hier werden die drei Prophetenbücher einzeln auf dem Hintergrund ihrer je eigenen Sprache und Geschichte ausgelegt. Der Kern der drei Bücher geht nach Perlt jeweils auf einen Propheten des 7. Jahrhunderts v. Chr. zurück. Die lange Entstehungsgeschichte soll als Wirkungsgeschichte der prophetischen Botschaft verstanden werden, allerdings kommt dies im Kommentar nur sehr gelegentlich zum Ausdruck. Laut Perlt wurden die Texte zwar vielfältig erweitert, aber nicht redaktionell vereinheitlicht. Er macht keinen Versuch, die einzelnen Zusätze zeitlich zu fixieren. Habakuk und Zephanja waren seiner Ansicht nach wohl im 4. Jahrhundert „fertig“, für Nahum legt er sich, so weit ich sehe, nicht fest.

Der hebräische Text wird gelegentlich abgeändert, oft mit den Vorschlägen des BHS-Herausgebers und dann auch ohne nähere Begründung, zum Beispiel in Nah 1,5, wo Perlt wie schon andere vor ihm Anstoß nimmt an der offenbar transitiven oder elliptischen Verwendung von *nsh* (wie sie ja auch Hab 1,3b vorkommt, wo Perlt die Syntax als „höchst befremdlich“ charakterisiert und einer fehlerhaften Überlieferung zuschreibt). Bei der Übersetzung ins Deutsche gelingen ihm manche gute Wendungen (etwas frei, aber nicht ohne Reiz: „starrt einander an und erstarrt“ [Hab 1,5]). Die Auslegung ist recht kurz und findet ohne richtige Auseinandersetzung mit anderen Positionen statt. Perlt stört sich an manchen Charakteristiken des Textes, die mir nicht ungewöhnlich scheinen. So irritiert ihn, dass Hab 1,3b die „Gebetsprache“ von 3a verlässt (da weder „Ich“ noch „Du“ verwendet werden), und die zwei Hälften von Hab 1,4 passen für ihn nicht zusammen, weil das Recht in 4a gar nicht herauskommt, in 4b dagegen pervertiert wird. Zweifellos würde Perlt ein Wortspiel Rechtspruch – Recht